Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 15

Artikel: Die Schwester : Skizze
Autor: Linberg, Irmela
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669685

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

man gar nicht mehr glauben konnte, in einer Krankenstube zu sein. Die kranke Mutter lag wohlgebettet, und die Kinder sahen nett und sauber aus. Der Arbeiter ging anfangs der Diakonissin finster aus dem Wege. Doch mit der Zeit gewann sie auch ihm das Herz ab. Oft, wenn er das blasse, schmale Gesicht ansah, war es ihm zumute, als sei es ihm längst bekannt und vertraut. Er sann nach, und plötzlich kam ihm ein Bild aus seiner Jugendzeit ins Gedächtnis zurück, sein Konfirmationstag im Dorfkirchlein seiner Heimatgemeinde. Er, der arme, verschupfte Verdingknabe, der nie Zeit zum Lernen gehabt hatte, saß zu unterst; unweit von ihm die Tochter eines Fabrikanten als das oberste der Mädchen. Er hatte sie damals ob ihres Wissens und ihrer feinen Art wie ein Wesen höherer Gattung angestaunt. Später hatte er einmal vernommen, daß sie Diakonissin geworden sei. Und nun hantierte sie in seiner Stube. Allerlei Gedanken kamen ihm in den Sinn: das ehemalige Fabrikantentöchterlein diente bei ihm, der einst ein armer verkostgeldeter Knabe in der gleichen Ortschaft gewesen war! Sie war schön, vornehm, reich, sie hätte ein Leben herrlich und in Freuden führen können. Und nun verrichtete sie niedere Arbeiten, fegte Böden, wusch und kochte. Was hatte sie denn noch vom Leben! Warum in aller Welt wählte sie dieses anscheinend harte Los? Eines schönen Tages offenbarte er ihr seine Gedanken, zwar scheu und in abgerissenen Sätzen; allein sie verstand ihn doch mit dem feinen Gefühl eines edlen Frauengemütes. Sie sagte ihm, daß es auf dieser armen Erde kein höheres Glück gebe, als zu dienen in aufrichtiger Liebe, zu helfen, aufzurichten und zu trösten! Mit sorgsamem Tasten suchte und fand sie die zerrissenen Fäden des Guten und Göttlichen in der seit vielen Jahren verwahrlosten und verbitterten Seele des armen Mannes. Sie wies ihn hin auf den, dessen Leben ja ein einziges Liebesopfer für uns gewesen ist. Er fing im Buche der Bücher zu lesen an und merkte bald, daß die Kraft und Hingebung der Krankenschwester von dem stamme, der einst sagte: „Was ihr einem der geringsten unter diesen meinen Brüdern getan, das habt ihr mir getan!" Und so lernte er langsam wieder an die ewige, dienende und aufopfernde Liebe glauben, weil er edle Menschenhilfe erfahren hatte. Die selbstlose Liebe kann auch den verlassensten und verbittertsten Menschen wieder auf die richtige und gute Bahn bringen; denn die Liebe hofft alles, glaubt alles, duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf! —

Die Schwester.

Skizze von Irmela Linberg.

Es ist schon viele Jahre her. Aber ich vergesse es nicht. Und ich vergesse sie nicht, meine erste Oberschwester.

Das Krankenhaus lag in der Eifel — einsam auf dem Berge. Zu seinen Füßen im Tal duckte sich die kleine Stadt.

Ein Herbstabend war's, und rauhe Winde umjohlten die Mauern. Der Blick aus dem Fenster des Verbandzimmers ging über dunstverhangene Hügelkuppen bis zu dem sehr fern erscheinenden rötlich begrenzten Horizont. —

Ein Bräunekind war gebracht worden, zehn Monate alt. Die Mutter hatte es selbst heraufgetragen. Ihr Hof lag sieben Kilometer weit, vergraben zwischen Wäldern und Maaren. So schnell ihre wankenden Füße sie getragen, war sie geeilt. Unentwegt dem Sturm entgegen, und zuletzt die siebenundneunzig Stufen empor, die von der Talsohle hinanführten bis zu uns. Nun keuchte sie, und ihr Atem ging schwer.

Aber jetzt war sie ja da! Oben! Am Ziel! Ihrem Kinde, diesem spätgeborenen, einzigen, würde Hilfe zuteil werden.

Mit fliegenden Händen schälte unsere Oberschwester es schon aus seinen regenfeuchten Hüllen. Da lag es, ein kleines, bloßes, angstvoll röchelndes Geschöpfchen, blau angelaufen das Gesicht, die verkrampften winzigen Fäuste, der ganze erbärmliche, in Zuckungen sich windende Leib.

„Instrumente zum Luftröhrenschnitt bereitmachen!" befiehlt die Oberschwester mit ihrer tiefen, sicheren Stimme, während die Mutter, die in einer Ecke auf einem Schemel niedergesunken ist, eintönig leiernd wiederholt: „Helft ihm! Helft ihm! Um Jesu Christi willen, erbarmt Euch!"

„Der Arzt wird sofort da sein," sagt die Schwester, während sie eine Kampferspritze gibt und den kleinen Körper durch Kehren, Reiben und Kneten zu beleben sucht. Und sie blickt ein wenig ungeduldig nach der Tür, die auch schon aufgerissen wird.

„Ich habe angerufen," berichtet Schwester Wilhelma erregt. „Er ist über Land geholt worden zu einem Typhusfall. Vor zwei Stunden wird er kaum zurück sein ..."

„Und Kreisarzt Hahn?"

„Will erst seine Sprechstunde beenden ..." Sie verstummt erschrocken.

Ich blicke auf die große, schlanke Frau, die meine Oberschwester ist, und sehe, wie ihre Lippen sich noch ein wenig straffer spannen. Die Feindschaft und Mißgunst zwischen Spital- und Kreisarzt ist ihr bekannt — und doch unbegreiflich.

„Helft! Helft! Erbarmt Euch, um Jesu willen, der für uns gestorben ..." winselt die Bäuerin und rutscht auf den Knien zum Tisch, auf dem ihr Kind liegt.

Die Schwester hält mit dem Reiben inne. Sekundenlang streift ihr Blick die Instrumente, die auf dem Glastisch ausgebreitet sind. Alles da: Schere, Skalpell, Pinzetten, Klemmen, Band — die Kanüle ..., ja, alles ... Aber der Arzt fehlt, der sie handhaben soll.

„Wechselbad", sagt sie laut und schnell, und während Wilhelma die Becken füllt und das nach Luft ringende Kind abwechselnd in kaltes und warmes Wasser taucht, hält sie bereits die entblößten Arme unter eine der dampfenden Brausen, bürstet und seift sich. Ich erfasse langsam, was sie vorhat.

„Desinfizieren Sie sich, Toni," herrscht sie mich plötzlich mit fast heftigem Ton an. „Los! Schnell! Sie sollen assistieren ..."

Und da, während ich erschrocken ihrem Beispiel folge und beginne, mich zu waschen, geschieht etwas Sonderbares. Durch das Rauschen und Strömen der Duschen vernehme ich deutlich, wie sie spricht. Sagt sie etwas zu mir? Nein — ihre Augen sind starr gegen das Zifferblatt der Uhr gerichtet, die in langsamen Minutensprüngen ihren Zeiger vorwärtsschiebt. Und doch höre ich deutlich, was sie redet:

„Ich kann es! Ja, ich kann es. Hundertmal vielleicht war ich dabei, habe geholfen. Ich muß es, denn in zwei Stunden — nein, nein, schon in einer halben — ist es zu spät ... Ein Kind, das einzige Kind seiner Mutter ... Warum soll ich es nicht dürfen?" Sie wendet den Kopf, als hätte jemand hinter ihr sie angesprochen. Dann zucken ihre Mundwinkel kaum merklich und senken sich abwärts.

„Darf es nicht — ja, ich weiß! Gericht steht darauf, Haft, Gefängnis, Zuchthaus. Wieviel Jahre? — Nein, das habe ich vergessen ... Aber wenn es gelingt ... Werden sie wirklich so hart sein mit meinen alten Eltern? ... Weg! Das alles ist jetzt gleich! Hier ist ein Kind. Es stirbt, wenn ich's nicht wage! Eine Mutter ist da. Sie zerbricht. Und ich kann es doch! Folglich muß ich's auch ..."

„Fertig!" sagt sie laut und fast jauchzend, streift sich die entkeimten Gummihandschuhe über, tritt an den Tisch.

Die Bäuerin kniet nicht mehr. Langausgestreckt liegt sie auf den gemusterten Steinfliesen und weint nur noch haltlos.

Meine Finger zittern, während ich die sterilen Tücher entbreite. In den Knien habe ich ein bebendes Schwächegefühl.

„Alle Lampen an! Zudecken, warm!" sagt die Schwester ganz ruhig und biegt das widerstandslose Köpfchen des Kindes in den Nacken. Dann, Schlag auf Schlag, folgen ihre kurz und doch gelassen gegebenen Befehle. O, ich höre noch einen jeden von ihnen, als wäre eben erst alles dies geschehen!

„Alkohol!"

„Skalpell!"

Ich reiche das Messer in meiner Aufregung verkehrt zu. Ein strafender Blick trifft mich.

„Klemme!"

„Noch eine Klemme!"

„Tupfer — weiter Tupfer!"

„Ka — nü — le!"

Zwischen meinen Fingern blitzt es, das kleine, gebogene Rohr, die „künstliche Luftröhre" aus Silber, von Menschengeist ersonnen, von Menschenhand geformt ...

Die Oberschwester nimmt es mir aus der Hand. In ihren Augen flammt ein letzter verzweifelter Mut auf.

Dann, nach einem atemraubenden Augenblick der Stille, plötzlich ein scharfer, pfeifender Ton, darauf ein heftiges Ausblasen. Aus der Öffnung der Kanüle, die ihre braunbekleideten Hände in die Wunde gepreßt halten, wirbelt es hoch: Eiter, Schleim, Hautfetzen.

Ich spüre, wie ein kleiner, klebriger Klumpen an meiner Wange haften bleibt und ein Angstgefühl mir würgend in die Kehle steigt. Fern, wie im Traum befangen, vernehme ich meiner Oberschwester auf einmal ganz veränderte, sanfte und müde Stimme: „Sie haben ja keine Gesichtsmaske umgebunden, Toni ..."

Da muß ich ein wenig lächeln. Sie — sie hat ja auch keine vor ...

Ein Luftzug trifft mich von der Seite.

Auf der Schwelle steht unser Arzt. Von seinem Schlapphut tropft Regenwasser, aus seinen Ärmeln rieselt es.

„Tot?" brüllt er heiser in den Saal.

„Nein — gerettet!" erwidert die Schwester kaum hörbar, und als ich sie anschaue, steht in ihren Augen jener unbeschreiblich verklärte Schimmer, wie ich ihn stets gesehen, wenn man Frauen ihr erstgeborenes Kind in die Arme legt.

*

So war es damals. Ich sehe es noch, als wäre es heute gewesen. Und ich weiß noch, daß mein Herz in einer tiefen, begeisterten Entzückung für sie, die meine Lehrmeisterin war, erbebte. Wie gern wäre ich ihr zu Füßen gestürzt. Ein Hymnus durchbrauste mich: „Du Mutige, du wahrhaft Freie!"

Aber dann versank auf einmal das geliebte Antlitz vor meinem Blick. Leicht und ohne Laut, als würde sie von unsichtbaren Händen gezogen, sank sie in sich zusammen, fiel hintenüber, lag groß, weiß, mit geschlossenen Lidern, neben der schwarzen Gestalt der Bäuerin auf den Fliesen.

Über den beiden Dahingestreckten aber ruhte auf dem wachstuchbekleideten Tische das Kind. Seine weißen, nun entspannten Händchen lagen still zu beiden Seiten des Körpers; auf seinen Wangen erblühte ein leises Rot. Es atmete. Trank in tiefen, gurgelnden Zügen Luft in sich ein, jene nie versiegende, unsichtbare Spende Gottes, deren all seine Geschöpfe, höchste und geringste, in gleichem Maße bedürfen, um in seinem wundersamen Reiche leben zu können.

Spruch.

Unsichtbar mit feinen Fäden,
Fester als ein Band von Erzen
Weben Menschlichkeit und Liebe
Ihre Macht von Herz zu Herzen.

Johanna Siebel.
† Karfreitag 1939.

Wahres Geschichtlein.

Saß da neulich im Schnellzug Luzern—Zürich ein Innerschweizer Bauer mit einem deutschen, geschniegelten Herrlein zusammen. Es entwickelte sich unter gespannter Aufmerksamkeit des Abteils ein amüsantes Frage- und Antwortspiel zwischen Dichter und Bauer. Das Herrlein lächelt überlegen auf den Mann im derben Bauernkittel und fragt ihn spöttisch:

„Sagense mal, Mann, wat is denn eigentlich ihre Profession?"

„I bi katholisch," antwortete der Bauer.

„Nein, nein, dat ist nicht ihr Beruf, dat ist ihr Glaube!"

„Ja so!" fiel es dem Bauer ein, „da händ Sie..."

„Na passense mal auf, Mann," unterbrach ihn der andere, „ich will Ihnen das mal klarmachen. Ich zum Beispiel, sehnse, bin ein Dichter..., dat ist meine Profession..."

„Nei, wartet Sie emol!" konnte sich da das Bäuerlein nicht erwehren, dem jungen Herrchen ins Wort zu fallen, „nei, das isch gwüß au bloß ihr Glaube!"

Die Xeniendichter des zwanzigsten Jahrhunderts hätten samt und sonders von unserm schweizerischen Bauersmann lernen können.

B. F.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.